

Mein Traum

Wahrhaft frei sind wir erst, wenn wir unsere Träume verwirklichen: Mit dieser Vorstellung machen wir uns oft das Leben schwer. Fünf Menschen erzählen, wie sich Wunsch und Realität zueinander verhalten

Kommentiert von Robert Pfaller

Von der Schriftstellerin Natalia Ginzburg stammt die schöne Doppelfrage: „Warum leben wir nicht so, wie wir träumen? Und warum müssen wir trotzdem träumen?“ Die Antwort auf diese Frage hat der amerikanische Comic-Autor Allen Saunders gegeben: „Life is what happens to you while you are busy making other plans.“ Das vermeintlich Provisorische, sozusagen das Wartezimmer, ist demnach in Wahrheit schon das Definitive, gleichsam der Behandlungsraum. In der Gegenrichtung gelesen, sagt das Zitat aber noch etwas anderes, ein wenig Verstörendes – nämlich: Ohne dass man auf etwas anderes wartet, würde gar nichts passieren. Die abweichende Erwartung ist eine Bedingung, eine Stütze des Lebens. Wir brauchen eine bestimmte Vorstellung, damit sich gegen diese Vorstellung plötzlich, während wir noch warten, etwas Unerwartetes, Lebendiges einstellen kann.

Wir müssen offenbar mit Notwendigkeit etwas träumen, um etwas anderes leben zu können. Darum dürfen wir nicht in die Falle tappen zu meinen, das geträumte Leben wäre das wahre und das gelebte nur eine entfremdete Version davon. „Durch Wahndeeen verderben die Menschen sich ihr Glück“, hat Epikur zu dieser Falle bemerkt. Unsere Freiheit sollten wir deshalb nicht darin suchen, zwanghaft unsere Träume zu leben. Wir müssen vielmehr den Träumen ihr Recht zugestehen, Träume zu bleiben. Die Journalistin, die heimlich davon träumt, Dichterin zu sein, braucht vielleicht gerade diesen Traum, um ihren Job in der Redaktion gut zu machen. Und der Barpianist, der heimlich Zwölfertonmusik komponiert, ist nicht in Wahrheit Komponist, sondern eben in Wahrheit ein träumender Barpianist. Würden sie sich dagegen dazu entschließen, das zu tun,

wovon sie träumen, so müssten sie wohl bald wieder einen neuen Traum entwickeln.

Auch das Träumen böser Dinge muss in diesem Licht begriffen werden. Das fällt uns gegenwärtig besonders schwer. Die Postmoderne mit ihren Identitätspolitiken legt uns nahe, wir sollten ganz wir selbst sein und nichts dulden, was wir nicht gänzlich in Ordnung finden. Darum werden, vor dem Hintergrund einer verstärkten medialen Aufmerksamkeit für die Fragen einvernehmlicher Sexualität, schon Rufe laut, das Märchen „Dornröschen“ aus dem Kindergarten zu verbannen. Und bei jedem Amoklauf in amerikanischen Schulen melden sich selbst ernannte Sachverständige zu Wort, die die Ursache im Spielen am Ego-Shooter verorten.

Sigmund Freud hingegen hat unter Verweis auf Platon geschrieben, „dass der Tugendhafte sich begnügt, von dem zu träumen, was der Böse im Leben tut“. Böses zu träumen, hat also oft die Funktion, die Menschen davon abzuhalten, solche Taten wirklich zu verüben. Umgekehrt hält auch das Träumen guter Dinge manche Menschen oft davon ab, sie wirklich zu verüben: Leute, die sich selbst für gute Sozialdemokraten hielten, haben auf diese Weise neoliberale Reformen wie Hartz IV verwirklicht. Blaise Pascal hat diese vertrackten Verhältnisse auf die schöne Formel gebracht: „Es gibt zwei Arten von Menschen: Engel, die sich für Teufel halten, und Teufel, die sich für Engel halten.“

Michael Duclos, Petra Wessels, Carsjen van Schwartzberg, Nele Rößler, Céline und Johnny: Sie alle erzählen uns vom unauflöselichen Spannungsverhältnis zwischen Traum und Realität. Warum machen wir nicht mehr aus unserer Freiheit? Weil wir dann nicht mehr wüssten, wofür es sich zu leben lohnt.



Robert Pfaller

Robert Pfaller ist Professor für Philosophie an der Kunstuniversität Linz. Er wurde unter anderem mit dem Best Book Award 2015 des Amerikanischen Berufsverbandes für Psychologie ausgezeichnet. Zuletzt erschien von ihm: „Erwachsenensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur“ (S. Fischer, 2017)



„Ich bereue, meiner Leidenschaft für Graffiti nicht gefolgt zu sein“

MICHAEL DUCLOS

37 Jahre, gab einen Traum auf, um für seine Familie zu sorgen

Nachdem ich meine Umschulung vom Fliesenleger zum Veranstaltungskaufmann abgeschlossen hatte, war mir klar, dass ich nicht wieder zu meinen Eltern ins bayerische Landsberg am Lech ziehen will. Mir wurden einige Leute in meiner alten Stadt einfach zu viel, deshalb brauchte ich einen Tapeutenwechsel, einen echten Neuanfang! So bin ich mit meiner damaligen Freundin in den Bayerischen Wald in die Nähe ihrer Familie gezogen, was zu dieser Zeit die richtige Entscheidung war. Wäre allerdings nicht sehr bald nach unserem Umzug unser gemeinsamer Sohn auf dem Weg gewesen, wäre ich auf keinen Fall immer noch dort. Vom Schicksal aber nun in die Verantwortung eines

Familienvaters gebracht, brauchte ich einen Job und begann in einem Callcenter zu arbeiten. Auch wenn ich gut am Telefon verkaufen konnte, war die Bezahlung miserabel, und ich habe dort Unmengen an Zeit verbrannt, die ich definitiv besser hätte nutzen können. Am meisten bereue ich heute, dass ich meiner Leidenschaft für Malerei und Graffiti nicht intensiver nachgegangen bin, was natürlich auch an der Umgebung lag. Was Streetart angeht, ist der Bayerische Wald bekanntlich nicht gerade ein Hotspot. Hätte ich in all der Zeit, in der ich andern Menschen über das Telefon Versicherungen verkauft habe, mit einer Sprühdose an der Wand gestanden, wäre ich heute ganz anders. Da bin ich mir sicher.“

Der Kommentar von Robert Pfaller

Kein Leben ohne Priorität

So richtig es ist, dass man manchmal von etwas anderem, vielleicht sogar etwas Unmöglichem träumen muss, um etwas Bestimmtes, Mögliches leben zu können, so sehr ist andererseits anzuerkennen, dass Menschen manchmal alleine durch widrige Umstände davon abgehalten werden, etwas durchaus Mögliches, anderes zu leben. In einer urbaneren Umgebung und mit weniger sozialen Verpflichtungen hätte Herr Duclos seine Talente wohl besser entwickeln können. Was es allerdings nirgends und niemals gibt, ist ein Leben, in dem man keine Prioritäten setzen muss. Herr Duclos hat sich entschieden: für die Beziehung und das Familienleben und gegen seine Kunst. Egal, welche Entscheidung man in einer solchen Situation trifft: Um seine Wahl später im Leben nicht zu bedauern und sich, wie Epikur sagt, das Leben nicht durch Träume zu verderben, ist es wichtig, sich regelmäßig klarzumachen, dass einem aus guten Gründen die eine Möglichkeit wichtiger und lieber war als die andere.



„Die eigene Autowerkstatt ist ein Stück Kindheit“

CARSJEN VAN SCHWARTZENBERG
66 Jahre, nutzt seine Rentenzeit aus

„**M**eine Kinder sind groß, haben eigene Familien, und als ich in Rente ging, habe ich mich gefragt: Was möchte ich noch machen in meinem Leben? Eigentlich war mein Traum immer, einmal die Welt zu umsegeln; ich bin am Meer aufgewachsen und liebe das Segeln. Doch mir war schnell klar, dass ich nicht so lang von meiner Frau weg sein möchte, und so habe ich mir einen anderen Wunsch erfüllt: eine eigene Autowerkstatt. Die Verbindung zwischen dem Segeln und den Autos ist natürlich die Mobilität, aber das Zentrale ist für mich gar nicht, mit den Autos zu fahren, sondern an ihnen herumzuschrauben. Ich finde es wunderbar, unter Autos zu liegen, ich mag den Ölgeruch und das Gefühl, am Ende des

Tages etwas geschafft zu haben, das man sieht. Bis zur Rente war ich Lehrer, das ist ja eine ganz andere Art des Arbeitens. Wahrscheinlich repariere ich aber auch deshalb so gerne Autos, weil mein Vater Schmied war und bei uns zu Hause immer irgendwelche Maschinen herumstanden, Trecker, Autos, alles Mögliche. Wenn ich mich mit meinem Vater gestritten habe, hoffte ich immer, dass irgendetwas kaputtgeht, damit wir es zusammen wieder heil machen können. Das gemeinsame Arbeiten hat uns, wie man so schön sagt, zusammengeschweißt. Die eigene Autowerkstatt ist also auch ein Stück Kindheit. Mein Traumauto war übrigens immer der Citroën DS 23 Injection Pallas. Den habe ich jetzt, von mir eigenhändig repariert.“

Der Kommentar von Robert Pfaller

▲ Verdiente Göttin

Die schöne Erzählung von Herrn van Schwartzberg zeigt: Man kann seinen Traum auch leben. Freilich ist das meist erst möglich, nachdem man sein Erwerbsleben erfolgreich hinter sich gebracht hat. Zum Verständnis dieses Falles ist es nützlich, sich an Hegels Satz „das Wahre ist das Ganze“ zu erinnern. Es ist nicht so, dass Herr van Schwartzberg jetzt sein „wahres Leben“ führt, während er vorher im Falschen gelebt hätte. Vielmehr hat er offenbar alles richtig gemacht und eben genau jenes Erwerbsleben geführt, das ihm seinen Lebenstraum ermöglicht hat. Die Citroën DS (französisch klingt diese Abkürzung wie das Wort *déesse*: „Göttin“) ist übrigens buchstäblich ein Traumauto. So wurde sie schon bei ihrer Vorstellung 1955 von Roland Barthes wahrgenommen. Sie verkörpere, schrieb Barthes, einen „Mythos“ - von Modernität sowie „klassisch“ werdenden, nicht mehr ans „Heroische“ rührenden Automobilismus. Auch das Traumhafte eines dank der Hydropneumatik scheinbar schwebenden Fahrens in der DS setzt ein Wachleben voraus: Es wird heute in der Regel nur möglich, nachdem man selbst Reparieren gelernt hat.

Fotos: Fritz Beck (4)

Der Kommentar von Robert Pfaller

▲ Heilige Unterbrechungsriten

Zweite Welten müssen nicht immer in einem ganz anderen Leben bestehen. Gerade traditionellere und ländlichere Lebensformen zeichnen sich durch eine rhythmisierte Abwechslung zwischen profanem Alltag und festlichen Ritualen, zwischen Arbeiten und Feiern aus. Diese Abfolge ist urbanen Menschen, die in Kreativberufen arbeiten, weitgehend verloren gegangen. Sie wundern sich, wenn sie sehen, wie ausgelassen Menschen auf dem Land feiern können. Dass zum Beispiel Hochzeiten dort oft mehrere Tage mit üppigstem Essen und Alkoholtrinken verbracht werden, ist ihnen kaum mehr nachvollziehbar, und mit Rücksicht auf ihr Berufsleben können sie sich daran auch kaum beteiligen. Auch kleine, bescheiden anmutende Rituale aber können schon diese Funktion von „Unterbrechungsriten“ erfüllen. Sie erzeugen, wie die Philosophen Georges Bataille und Michel Leiris erkannten, jenes „Heilige im Alltagsleben“, das uns Geselligkeit verschafft und das uns das souveräne Gefühl gibt, nicht allein für die Arbeit und die bloße Erhaltung unseres Lebens zu leben.



„Der Wunsch wegzugehen war nie drängend“

PETRA WESSELS
44 Jahre, lebt seit jeher in ihrem Geburtsort

„**M**it meinen drei Kindern und meinem Mann lebe ich in dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin. Ich habe nie woanders gelebt, bin nicht für ein Jahr ins Ausland gegangen oder so etwas. Mein Dorf liegt im Münsterland, Münster ist mit dem Auto eine Dreiviertelstunde entfernt, und irgendwann dachte ich kurz mal, dass es schön wäre, zumindest eine gewisse Zeit dort zu leben. Aber wirklich drängend war der Wunsch nicht, und so bin ich geblieben. Alle meine näheren Verwandten kommen von hier und aus der näheren Umgebung, meine Eltern, meine Großeltern; vielleicht bin ich deshalb nie wirklich auf die Idee gekommen wegzugehen, aber ich sehe auch keinen Grund dafür. Ich mag das Vertraute, die

Natur, die Ruhe. Wenn ich aus der nächsten Kleinstadt mit dem Rad übers Land zurück ins Dorf radle, denke ich eigentlich immer: Wie schön. Meine alten Freunde wohnen fast alle noch hier, meinen Doppelkopf-Club und meine Strickrunde besuche ich regelmäßig und freue mich immer sehr darauf, genauso wie auf das Schützenfest, das immer an Christi Himmelfahrt stattfindet. Das Fest ist für uns alle im Dorf jedes Jahr wieder ein Highlight. Das Wiederkehrende, Gewohnte ist für mich nicht mit Langeweile, sondern mit Halt verbunden. Ich glaube, dass jeder Mensch ein gewisses Maß an Ritualen braucht. Ich bin Kindergärtnerin, ohne einen festen Ablauf würden sich die Kleinen verloren fühlen. Ich kann das sehr gut verstehen.“



„Das Surfen ist einerseits Droge, andererseits Meditation“

NELE RÖSSLER

28 Jahre, entdeckte als Erwachsene eine neue Leidenschaft

Ich habe erst relativ spät mit dem Windsurfen angefangen, mit 22 während des Studiums in Kiel. Deshalb bin ich auch nicht sonderlich gut. Trotzdem gibt es für mich nichts Schöneres auf der Welt als Surfen. Auf dem Wasser zu gleiten, das ist die größtmögliche Freiheit. Wobei Freiheit vielleicht gar nicht das richtige Wort ist. Es gibt da nämlich auch ein Suchtelement. Ich verplane beispielsweise ungern die Wochenenden, um bei guten Verhältnissen direkt ans Meer fahren zu können, auch wenn es von Köln an die Nordsee jeweils 2,5 Stunden hin und zurück dauert. Herrscht Wind und ich muss etwas anderes machen, bekomme ich richtig schlechte Laune. Ich spüre dann manch-

mal wirklich sogar einen Druck auf dem Herzen. Familie und Freunde haben sich darauf mittlerweile schon eingestellt und verzeihen es mir, wenn ich keine Zeit habe, weil ich surfen muss. Hätte ich die Möglichkeit, aufs Wasser zu gehen, würde ich schließlich auch im Urlaub keinen Tag mit Sightseeing verschenken. Es ist also etwas paradox: Einerseits ist das Surfen wie eine Droge, man ist ständig auf der Suche nach der Herausforderung, nach den perfekten Bedingungen. Andererseits ist es auch eine Art Meditation, ein Rückzugsort aus dem Alltäglichen. Das Surfen würde ich trotzdem nicht zu meinem einzigen Lebensinhalt machen. Dann müsste ich mir ja einen neuen Rückzugsort suchen.“

Der Kommentar von Robert Pfaller

▲ Manifeste Lust als Übergangsphänomen

Präziser als Frau Rössler kann man die Rolle und Funktion einer „zweiten Welt“ für das Leben kaum zusammenfassen: Einerseits ist diese Welt, in diesem Fall das Surfen, die Welt, die einem das Gefühl des wahren Lebens gibt. Andererseits kann man sie eben genau deshalb nicht zum Hauptlebensinhalt, zur „ersten Welt“ machen. Etwas, das seinem Wesen nach ein Rückzugsort ist, kann nicht zum Hauptwohnsitz werden, weil man dann wieder einen neuen Rückzugsort benötigen würde. Aus demselben Grund ist im Leben die Lust nicht von Dauer. Das kommt nicht daher, dass das Leben unlustvoll oder die Welt schlecht wäre, sondern lediglich daher, dass die manifeste Lust ein Übergangsphänomen ist. Dennoch ist die Lust, wie Epikur lehrte, „jederzeit verfügbar“: Wo sie abwesend zu sein scheint, müssen wir nur ein wenig innehalten, um sie als solche zu erkennen. Nur durch diese Doppelbewegung aus Anstreben der Lust und Innehalten können wir verhindern, was Bertolt Brecht so schlau beschrieb: „Alle rennen nach dem Glück, das Glück rennt hinterher.“

Fotos: Sonja Hanad; Fritz Beck

Der Kommentar von Robert Pfaller

▲ Zweitweltlicher Überschuss

Von dieser Geschichte ist auf den ersten Blick gar nicht leicht zu sagen, ob sie überhaupt hierher gehört – nämlich in den Zusammenhang des Nachdenkens über zweite Welten. Denn Céline und Johnny scheinen ja eine perfekt passende erste Welt für sich gefunden zu haben. Allerdings ist es doch bezeichnend, dass eine solche Weiterführung oder Rückbesinnung auf lokale Traditionen, Arbeits- und Lebensformen meist nicht den jüngeren Leuten vor Ort möglich ist, sondern nur anderen, die in vielen Hinsichten von anderswoher kommen. Um ein solches Leben und Arbeiten als ökonomisch durchführbar und wünschenswert zu erkennen, braucht man andere Ressourcen – zum Beispiel in Bezug auf Kapital, Bildung (was Céline und Johnny am Anfang selbst erwählen) und soziale Netzwerke oder auch Sehnsüchte –, als sie üblicherweise vor Ort verfügbar sind. Man könnte sagen: Das „richtig“ anmutende Leben in der Nähe von Coimbra wäre vor Ort wohl bald abgestorben. Es kann nur zum Leben wiedererweckt werden, wenn es beginnt, die Rolle einer „zweiten Welt“ für eine andere Welt zu spielen. Céline und Johnny sind selbst jener zweitweltliche Zuschuss oder Überschuss, der nötig war, um eine frühere erste Welt, die von sich aus wohl kaum mehr hätte leben können, leben zu lassen.



„Wir wollen etwas Wichtiges, etwas Eigenes leisten“

CÉLINE UND JOHNNY

25 und 28 Jahre, zogen von der Stadt aufs portugiesische Land

In Europa verfügen wir über ein Maß an Freiheit, das für andere unvorstellbar ist. Wir haben Geld, ein Recht auf Bildung und die Möglichkeit zu reisen, wohin wir wollen. Deshalb weiß man aber noch lange nicht, wie man sich frei fühlt. Das muss man erst lernen. Daran arbeiten wir jeden Tag aufs Neue. Vor zwei Jahren haben wir dem Stadtleben den Rücken gekehrt und sind in ein kleines portugiesisches Bergdorf in der Nähe von Coimbra gezogen. Wir haben uns beigebracht, auf unsere Umwelt und auf uns achtzugeben. Wir haben ein altes Farmgebäude Stein für Stein wieder aufgebaut. Wir haben Oliven, Zitronen und Pfirsichbäume gepflanzt. Wir wollten etwas Wichtiges, etwas Eigenes leisten. Dass das mit viel

Arbeit verbunden ist, stört uns nicht. Denn zu lernen, alles selbst zu machen, wird belohnt: mit neuem Wissen, gutem Essen, mit Ruhe, Gesundheit und mit tiefer Freundschaft. Und auch das kann man hier lernen: Dinge selbst zu machen, bedeutet nicht, alleine zu sein. Viele helfen uns dabei, unseren Freiheits Traum in die Tat umzusetzen. Vor allem die älteren Bewohner und Bewohnerinnen waren über unsere Ankunft froh, da sie sich wünschen, dass auch zukünftige Generationen sich für die Natur hier verantwortlich fühlen. Es gibt unendlich viele Wege zu lernen, die eigene Freiheit zu spüren. Wichtig ist nur: Nicht nur einfach über Freiheit reden und nachdenken, sondern genau das machen, was sich richtig anfühlt.“